



Aus Freude am Lesen

Eine kleine Gemeinde im Aostatal: Mehrere Kinder sind auf mysteriöse Weise verschwunden. Don Paolo, der Priester des Ortes, bittet die Mailänder Kommissarin Maria Dolores Vergani um Hilfe. Mit gemischten Gefühlen kehrt diese an den Ort ihrer Kindheit zurück und beginnt, sich im Dorf umzuhören. Sie stößt auf Ungereimtheiten, die den Geistlichen plötzlich in einem anderen Licht erscheinen lassen. Kurz darauf ist er tot, erhängt an einem Balken. War es Selbstmord?

ELISABETTA BUCCIARELLI lebt als Schriftstellerin und Drehbuchautorin in Mailand. In Italien erschienen bereits mehrere hochgelobte Kriminalromane von ihr. 2010 erhielt sie den renommierten Premio Scerbanenco, die Jury lobte »die Qualität ihrer Sprache, die Komplexität und Tiefe ihrer Protagonistin sowie ihre Leistung, gesellschaftliche Themen mit Sensibilität und Originalität aufzugreifen und daraus höchst individuelle Geschichten zu erschaffen.« – »Ich vergebe dir« ist Elisabetta Bucciarellis erster Roman, der auf Deutsch erscheint.

Elisabetta Bucciarelli

Ich vergebe dir

Roman

*Aus dem Italienischen
von Julika Betz*

btb

Die italienische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»Io ti perdono« bei Kowalski – Apogeo s.r.l., Mailand.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *PamoHouse*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2012,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2009 Elisabetta Bucciarelli

Published by arrangement with Berla & Griffini Rights Agency

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: plainpicture / Scheller

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74190-8

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

Für Paola

»Ich denke, letztendlich sind wir alle gleich. Wir alle haben irgendetwas oder irgendjemandem zu verzeihen. Und wenn auch nur uns selbst. Ich glaube aber auch, verzeihen heißt nicht, großzügig oder leichtfertig über die Dinge hinwegzugehen. Man muss sich quälen und plagen, bis zur endgültigen Kapitulation. Vergebung ist keine Absichtserklärung. Sondern eine Errungenschaft.«

»Der Weg ist noch weit, du brauchst dich nicht zu beeilen.«

»Und dann? Werde ich meinen Frieden finden? Kann ich das Unrecht vergessen und dem Menschen, der es begangen hat, verzeihen? Kann ich mir selbst und die eigenen Fehler verzeihen?«

»Nur Gott vermag es, Sünden zu vergeben. Der Mensch, kann höchstens dem Sünder vergeben.«

1

Wacklig steht sie auf den Beinen. Die erste große Anstrengung, die ersten Schritte alleine. Sie lächelt, zeigt ihre weißen, winzigen Zähnen. Beim Versuch einen Stein aufzuheben, kippt sie nach vorne. Dann läuft sie los, kreischt, glücklich über diese ungewohnte Freiheit im Grünen. Plötzlich bleibt sie ruckartig stehen und fällt rückwärts auf ihren runden Po, der den Sturz abfängt. Sie lacht. Knapp zwei Jahre ist sie alt, mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen. Noch einmal tapst sie einige Schritte vorwärts, ohne sich umzudrehen.

Ein kleiner Hund läuft auf sie zu. Sie erschrickt für einen Moment, beugt sich dann aber zu ihm hinab. Sie versucht, ihn zu streicheln. Doch das Tier reagiert auf einen Pfiff und verschwindet, dorthin, woher es kam. Sie läuft ihm hinterher, stolpert dabei und fängt sich mit den Händen ab. Verwundert betrachtet sie ihre dreckigen Finger. Der Hund kehrt zurück, nähert sich ihr. Er beschnüffelt sie mit seiner feuchten Schnauze, wedelt mit dem Schwanz und schleckt sie ab. Sie lächelt, richtet sich erneut auf, streckt die Hand nach ihm aus. Wieder läuft er davon. Das kleine Mädchen hinterher.

In der Ferne ertönt eine Stimme: »Arianna!«

Das Mädchen stutzt, ohne dabei die Richtung zu ändern. Die Arme seitlich ausgestreckt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, gerät sie immer tiefer in den Wald. Auf unsiche-

ren Beinen, zwischen Büschen, hohen Bäumen, den letzten Blumen. Im Hintergrund das Geraschel des Waldes. Unter die erste Stimme mischt sich eine zweite. Eine Männer- und eine Frauenstimme: »Arianna!« Beide schon längst weit weg.

Das kleine Mädchen lauscht, schreit. Schnelle Schritte schwarzer Schuhe. Wie ein Chor nähern sich die Stimmen. Bis sie plötzlich umschwenken und sich zu teilen scheinen. Rhythmisch, keuchend. Schließlich verlieren sie sich in den Klängen des Waldes. Zwischen dem Gesang der Vögel, dem Rascheln von Büschen und Laub.

2

»Komm, meine Kleine!« Eine Gestalt beugt sich zu dem kleinen Mädchen herab, streckt ihm die Hand entgegen. Es wäre ein Leichtes, sie zu fassen, aber das Mädchen reagiert nicht.

»Na komm, hab keine Angst«, insistiert die Gestalt, ohne sich von der Stelle zu rühren und betrachtet die von Tränen überströmten Wangen der Kleinen.

»Warum weinst du denn?« Hinter dem Mädchen taucht hechelnd der weiße Hund auf. Schnurstracks steuert er auf sie zu, um sie abzuschnüffeln. Das Mädchen schreit auf, und er lässt von ihr ab, um nach einem anderen Spielzeug Ausschau zu halten. Arianna schnieft und blickt ins Leere. Sie schluchzt, als versuche sie etwas zu sagen, das sie noch nicht in Worte fassen kann. Sie schluckt und ruft den einzigen Namen, den sie kennt: »Mama, Mama«.

Es sind kaum zehn Minuten vergangen. Die Waldluft ist noch lau, doch die ersten herbstlichen Blätter bedecken bereits die Erde und verhindern das Zurückbleiben von Fußabdrücken. Sie dämpfen die Geräusche, die überdies schon durch den nahen Wasserfall verschwimmen, dort, wo der Evançon einen letzten Satz macht, bevor er langsam zur Ruhe kommt und, fast reglos, unter dem römischen Aquädukt durchfließt.

Die Gestalt nimmt das Mädchen bei der Hand und schaut sich vorsichtig um. Keine Menschenseele. Nichts als Stille.

Einen Moment lang scheint es, als versuche die Gestalt, Witterung aufzunehmen. Auf den Wind zu hören. Sie kneift die Augen zusammen und ruft mit einem lautlosen Pfiff den Hund herbei. Dieser wedelt freudig mit dem Schwanz und folgt ohne viel Aufhebens der angegebenen Richtung. Arianna macht einige unsichere Schritte und reicht vorsichtig ihre kleine rechte Hand. Die Gestalt ergreift sie, beschwichtigt, verspricht. Das kleine Mädchen kann nicht anders, als ihr zu vertrauen. Es hat keine Wahl. Zusammen folgen sie dem Hund, der immer schneller wird.

Jetzt ist Arianna auf dem Arm. Sie schaut zurück. Ob ihr jemand folgt? Ob Mama sie einholt? Doch die erwachsenen Schritte eilen immer schneller voran, ohne ein einziges Mal innezuhalten. Bis sie schließlich ganz verschwunden sind.

3

Waldluft ist immer etwas feucht. Trockene, von Laub bedeckte Zweige knacken unter den Füßen und erinnern an das Knistern eines Kaminfeuers. Der Duft von Latschenkiefern weitet die Lungen. Nadeln bohren sich in die Schuhe hinein. Aufgeplatze stachelige Schalen, aus denen eine braune Frucht hervorlugt.

An diesem Nachmittag waren sie nur wenige zum Kastaniensammeln gewesen. Kleine glänzende Kastanien, angestrahlt von der Sonne, die das Blattwerk durchbrach. Hier und da war eine dunkle, schmutzige und noch bittere Nuss darunter gewesen.

»Seid vorsichtig, Kinder. Stellt euch nicht unter die Bäume, sonst fallen euch die Kastanien auf den Kopf.«

Die einen gebückt, die anderen kauern, hatten die Kinder mit ihren kleinen Fingerchen die braunen Früchte gesammelt und dabei munter drauflosgeplappert. Kinder und Erwachsene hatten sich über den Wald verstreut. Einen Kastanienwald zu finden, ohne Besitzer oder missgünstige Bauern, hatte sich als recht schwierig herausgestellt. Doch da war er nun, mit hohen und prall gefüllten Bäumen.

Sechs Erwachsene und fünf Kinder. Eines allein, die anderen jeweils zu zweit. Arianna, die Jüngste, ebenfalls unter ihnen.

4

Hauptkommissarin Maria Dolores Vergani schlenderte durch das halb verwaiste Dorf. Die verfallenen *Rascards*, die typischen Holzbauten des Ayas-Tals, waren hier durch Steine verstärkt worden. Ab und an begegnete sie einem Einheimischen mit Holzpantinen an den Füßen, deren Klappern auf dem mit Kopfstein gepflasterten Sträßchen bei jedem Schritt widerhallte. Im Oktober waren die Touristen bereits weg. Und im Tal kehrte wieder der Alltag ein.

Dort oben, auf fast 2000 Höhenmetern, traf man bestenfalls noch einige wenige Bergsteiger an, die beharrlich und trotz Regen und Kälte versuchten, die Berghütte *Mezzalama* zu erreichen. Nach langem, entbehrlichem Aufstieg – einer von vielen Versuchen, der Natur zu trotzen.

In diesem, wie es schien, menschenleeren Dorf war Maria Dolores Vergani auf dem Weg zu einem Priester. Sie kannte ihn von früher, aus den Sommerferien, als sie noch ein kleines Mädchen war. Ein ausgemergelter Mann, der nur aus Haut und Knochen bestand, mit tief liegenden Augen, einer hervorspringenden Nase und einem schmalen, kleinen Mund. Seine spärlichen, dünnen Haare waren fast vollständig ergraut. Er stammte ursprünglich nicht aus dieser Gegend. Und obwohl er bereits seit über dreißig Jahren hier lebte, blieb er doch immer nur *der Fremde*. Hinter dem Altar, während der

drei sonntäglichen Messen, hatte er eine Funktion, doch außerhalb der Kirchenmauern war er ein Mensch wie jeder andere. Ein entwurzelter Mensch, der niemals von sich sprach und abgeschieden von den Dorfbewohnern in einem kleinen Haus lebte.

»Ich fühle mich hier wie im Exil«, hatte er ihr vor Jahren während einer Unterhaltung gestanden. Eine Art Zwangswohnsitz. Lebendig begraben zwischen Häusern und Steinen und eingeschlossen von den höchsten Gipfeln Italiens. Sechs Monate Frost, die restliche Zeit Kälte. Kein Mensch wusste, warum er hierhergekommen war. Die Kurie hatte kein Wort durchsickern lassen, und das Gerede war ihm nicht gefolgt. Ebenso wie niemand seiner ehemaligen Gemeindemitglieder, denn keiner hatte ihn jemals hier besucht.

Ein einsamer Mann, hieß es im Dorf. Das einzige, was man mit Sicherheit wusste, war, dass er vom Meer kam. Nicht aus dem Süden, da er ohne starken Akzent sprach. Als Kind hatte Maria Dolores diesen touristischen Ort ertragen müssen. Damit sich die Ferienwohnung, die vom Gehalt zweier Angestellter getragen werden musste, auch auszahlte, kamen sie jedes Wochenende hierher. Ob bei Kälte oder Schnee. Bei Regen oder Nebel. Das ganze Jahr.

5

Kaum tauchte die arabisch anmutende Kuppel des weißen Kirchturms vor ihr auf, verspürte sie einen kühlen Hauch, einen kurzen Luftzug. Doch sie hob nicht einmal den Kopf. Sie kannte die Tücken des Windes an diesem Ort, wusste, dass sich in den Luftschneisen zwischen den Häusern und Steinen kleine Wirbel bildeten. Maria Dolores stieg weiter hinauf, unbeirrt setzte sie den einen Fuß vor den anderen, ihre Knöchel von festen Bergschuhen geschützt. Den Kopf frei, das Gehirn vollgepumpt mit Sauerstoff und angesteckt von der Stille, die sie umgab, strahlte sie eine unübersehbare innere Gelassenheit aus. Sie war auf dem Weg zu dem Priester, ohne sich vorher angekündigt zu haben. Er hatte sie gebeten zu kommen, egal zu welcher Stunde. Er gehörte nicht zu den Menschen, die einen Terminplan besaßen. *Bereitschaftsdienst*, würde er dazu sagen. Allzeit bereit.

Ein Hund mit hellem Fell und dem Körper eines Mischlings lief vor ihr über den Weg: ein Labrador mit dem Kopf eines Border Collies. Aus dieser Kreuzung war ein Hirtenhund entstanden, der sich mit seinen enormen Pfoten in die Erde und die feuchten, abschüssigen Weiden hineingraben konnte. Hinter ihm tauchten gleich noch zwei derselben Rasse auf, etwas kleiner als er. Ein ganzes Rudel. Seit einigen Monaten streunten sie bereits herrenlos um die Häuser, immer auf

der Suche nach Knochen zum Abnagen, einem achtlos weggeworfenen Müllsack oder einem gefüllten und für einen kurzen Moment unbeobachteten Hundnapf.

Maria Dolores war in eine blaue Daunenjacke gehüllt und duftete nach Maiglöckchen. Sie hatte ein heißes Bad genommen, um die schneidende Kälte besser ertragen zu können. Sie gehörte zu den wenigen, die bewusst noch richtige Wanderkleidung trug: Kniebundhosen aus Cord, die Uniform des kleinen Wanderers, dazu den Eispickel und den Rucksack auf den Rücken geschnallt. Sie mochte es, für einen Moment in die Vergangenheit zurückzukehren, sich der Illusion hinzugeben, die Welt sei in Ordnung. So fühlte sie sich im Einklang mit der Natur, doch vor allem nicht viel älter als das zwanzigjährige Mädchen, das sie einst gewesen war. Äußerlich und innerlich.

6

Er hatte sie zu Hause erreicht. Zögerlich gefragt, ob sie tatsächlich jene Maria Dolores sei, die er von früher kannte. Die er hatte aufwachsen sehen. Aus der Ferne. Er bat sie, ihn so bald wie möglich zu besuchen. Sie wollte wissen, warum, doch der Priester entgegnete, er müsse sie erst treffen, ihr in die Augen schauen, bevor er sprechen könne. Schließlich hatte er sie ohne Umschweife gebeten, sich noch heute auf den Weg zu machen, und das brave Mädchen in ihr hatte gefolgt. Jetzt, wo sie ihm gegenüber saß, konnte sie keinen Grund für diese Überstürzung erkennen. Allerdings empfand sie auch nicht wirklich Unbehagen bei dem Gedanken, Mailand so Hals über Kopf verlassen zu haben und die zwei Autostunden bis hierher gefahren zu sein. Seit einer ganzen Weile unterhielten sie sich nun schon.

»Ver-geben oder *con-dono* bedeutet so viel wie jemandem ein Geschenk überreichen. Eine großmütige Geste, mit der jedoch nicht automatisch das Unrecht erlischt.« Er war ein zierlicher Mann, kaum auszumachen im Schwarz seiner schlecht gebügelten Anzughose und eines dünnen, abgewetzten Pull-overs, der seine Mission erkennen ließ.

»Ich bin nicht gerade das, was man einen großzügigen Menschen nennt.« Maria Dolores fühlte sich reichlich unpassend, wie sie so dasaß, in der ersten Bank der kleinen Kirche,

mit gefalteten Händen, vor sich den Altar. Kälte, Stille, das Licht von vier Kerzen.

»Wann hast du das letzte Mal gebeichtet?« Er blickte ihr tief in die Augen, während er die Antwort abwartete.

»Sie meinen die katholische Beichte?«, versuchte sie Zeit zu gewinnen.

»Welche andere Art zu beichten kennst du denn sonst noch, Mädchen?«

Seit sie tatsächlich ein Mädchen gewesen war, nannte er sie so. Sie hätte gern gewusst, an welchem Punkt, in welchem Moment ihres Lebens sie aufgehört hatte, tatsächlich ein Mädchen zu sein.

»Eigentlich – keine«, gab sie zu. »Es ist schon ziemlich lange her, ich kann nicht einmal mehr sagen, wann genau das war. Ich muss so um die zwanzig gewesen sein. Vielleicht war es sogar hier, mit Ihnen.«

»Es wäre an der Zeit, das Sakrament zu erneuern«, schlug der Priester vor. Maria Dolores wusste, dass hinter dieser Forderung der Versuch stand, seine Rolle zu wahren. Ein Priester, der einfach nur Konversation betrieb, war dann doch zu progressiv. Ein Priester, der ein Beichtgespräch führte, war dagegen etwas ganz anderes.

»Für mich macht das keinen Unterschied, ich spreche auch so offen mit Ihnen«, versuchte sie sich herauszureden, aus einem instinktiven Widerwillen gegenüber dieser archaischen Geste der Demut.

»Du bringst da etwas durcheinander, Mädchen. Die Beichte ist ein religiöser Akt. Er beinhaltet Einsicht, Sühne und Gottes Vergebung«, deklamierte er in müdem Ton, während noch zwei ältere Frauen in den ersten Reihen Platz nahmen.

»Ich werde darüber nachdenken. Zuerst wüsste ich al-

lerdings gerne von Ihnen, warum Sie mich hergebeten haben.«

»Ich werde erwartet. Wir sprechen ein anderes Mal darüber.« Der Priester erhob sich, grüßte mit einem Nicken die beiden Frauen, die sich langsam setzten, drückte vorsichtig Maria Dolores Hand und verschwand in der Sakristei, um sich ein einfaches Messgewand überzustreifen. Zwei kleine Mädchen folgten ihm schwatzend, und er gab ihnen ein Zeichen, leiser zu sprechen.

Maria Dolores blieb regungslos sitzen. Sie spürte in sich das entfremdende Gefühl aufkommen, nicht hierherzugehören. Verärgert und unschlüssig stand sie genau in dem Moment auf, als sich der Priester vor den vergoldeten und reich mit Skulpturen verzierten Holzaltar stellte. Eingerahmt von dieser Pracht blickte er sie an, und mit einer mechanischen Langsamkeit, die sie selbst verwunderte, setzte sie sich wieder hin. Ein fügsames Kind. Damals wie heute.

Der Priester hatte sie ausfindig gemacht und sie in knappen, eindeutigen Worten gebeten, zu ihm zu kommen. Ohne einen Grund zu nennen. Sie hatte, hingegen ihrer sonstigen Gewohnheit, keinerlei Fragen gestellt, ja mehr sogar, sie hatte beschlossen, dass dies ein Zeichen war. Ein Zeichen, das mit ihren inneren Qualen zusammenhing. Ein Zeichen, das mit ihr selbst zu tun hatte.

7

»Uuuund nach oben.« Der junge Mann, der ihr die Befehle gab, besaß einen perfekten Körper und ein strahlendes Lächeln. Jede seiner Bewegungen war harmonisch, präzise, genau abgestimmt. Jetzt zählte er: »Noch drei. Eins.« Pause. »Zwei.« Pause. »Und drei.«

Und Inga Riboldi, vielleicht die einzige wirkliche Freundin der Kommissarin, gehorchte. Sie versuchte gleichmäßig zu atmen, aber es gelang ihr nur mit Mühe.

»Und zurück. Auf die Füße achten, immer geschlossen halten. Auf geht's. Eins, zwei, drei, vier ...«, er zählte nur bis acht. Schließlich waren dies die ersten Stunden.

»Ich fühle mich wie durch den Fleischwolf gedreht«, schimpfte sie leise vor sich hin. Inga – munterer Blick, einst junge Göre, jetzt Frau mit allem, was dazu gehört. Frisch entbunden, zwar ohne postnatale Depressionen, aber dafür von der Vorstellung besessen, den Bauch und die Hüften eines Pin-up-Girls wiederzuerlangen.

»Was hast du gesagt?«, fragte der Mann und sah sie durch ihre, in einem schmerzhaften Luftspagat auseinandergespreizten Beine an.

»Diese Position tut mir weh!«, erklärte sie trocken.

»Du musst sie nur lange genug halten, dann fühlst du, wie der Schmerz verschwindet«, erläuterte er, als wäre er ein Zen-

Meister. »Und wenn dir etwas weh tut, dann ist das nur ein Zeichen dafür, dass dein Körper sich auf das Training einstellt.«

»Das mag ja sein, aber es tut immer noch weh«, und sie schloss die Beine zur Missbilligung ihres Personal Trainers.

»Was findet ihr nur an dem Ganzen, dass ihr euch jeden Tag diesen Stress antut. Ich werde es nie verstehen«, witzelte sie und versuchte so, etwas Zeit zu schinden. Sechzig Minuten Training waren für einen chronischen Faulpelz, der bereits von durchwachten Nächten, vom Windelnwechseln und Fläschchenmachen erschöpft war, eine nahezu griechisch-römische Tragödie.

»Das Ziel ist, seine eigenen Grenzen zu erreichen und zu überwinden«, rezitierte der Trainer unbeeindruckt.

»Und die ganze Anstrengung? Du willst mir nicht ernsthaft weismachen, dass in dem allen nicht auch ein wenig Masochismus steckt«, insistierte Inga, während sie zu einem neuen *roll up* ansetzte, denn er gewährte ihr nicht einmal die kleinste Verschnaufpause.

»Es kann auch etwas Schönes sein, sich richtig anzustrengen und den Schmerz zu spüren.« Einfach, aber essentiell.

»Diese Auffassung kann ich absolut nicht nachvollziehen«, antwortete Inga.

»Entschuldige mal, aber mit deinem Sohn, das ist doch auch anstrengend?«, konterte er.

»Klar, aber ich werde dazu gezwungen. Ich habe keine Wahl: Die Natur verlangt, dass es anstrengend ist. Hier allerdings entscheide ich selbst, ob ich mich dieser Tortur aussetze. Aber zumindest habe ich ein Ziel. *Dein* Ziel ist mir dagegen noch immer nicht wirklich klar«, bohrte sie weiter.

»Ich habe keins, außer dem allgemeinen Wohlbefinden von Körper und Geist«, erwiderte der Trainer gelassen.

»Dann versuch's doch lieber mal mit Meditation«, entgegnete sie.

»Mach ich längst«, kam die prompte Antwort.

»Und das reicht dir nicht?«

»Dann wäre ich ja so dick wie du.«

»Aber dafür vielleicht weniger griesgrämig.«

»Und wahrscheinlich polemischer«, schloss er. Und begann erneut zu zählen. Zwang sie, möglichst gleichzeitig, mit Rippen, Zwerchfell, Nase, Mund, Damm und Gesäßmuskel zu atmen. Nur so, durch Abschalten des Kopfes, der Beschäftigung mit etwas anderem, kehrte endlich Ruhe ein bei dem nur zu eindeutigen Versuch, die physische Arbeit zu boykottieren. Körperliche Anstrengung als bewährtes Mittel, unnötige Gedanken zu vertreiben.



Elisabetta Bucciarelli

Ich vergebe dir

Kriminalroman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74190-8

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Was ist im Wald der verschwundenen Kinder passiert?

Eine kleine Gemeinde im Aostatal: Mehrere Kinder sind auf mysteriöse Weise verschwunden. Don Paolo, der Priester des Ortes, bittet die Mailänder Kommissarin Maria Vergani um Hilfe. Mit gemischten Gefühlen kehrt diese an den Ort ihrer Kindheit zurück und beginnt, sich im Dorf umzuhören. Sie stößt auf eine verlassene Goldmine im Wald und auf Ungereimtheiten, die den Geistlichen plötzlich in einem anderen Licht erscheinen lassen. Kurz darauf ist er tot, erhängt an einem Balken. War es Selbstmord?